Der Neid.

Neben Liebe und Haß ist der Neid eines der ältesten Gefühle der Menschheit, und scheint auch von jeher als ganz unzertrennlich von derselben betrachtet worden zu sein. Die Bibel gedenkt in ihren zehn Geboten des Neides ganz besonders, und auch die mit allen irdischen Fehlern behafteten mythologischen Göttergestalten werden uns gar oft von Neid und Mißgunst erfaßt geschildert. Um diese neidischen Götter zu versöhnen, wurden denselben vor grauen Zeiten die größten Opfer gebracht, heutzutage huldigen wir andern Göttern des Scheinlebens, auch diesen wird geopfert, aber nur um den Neid zu erzeugen. Dieselben Ringe, welche einst in die glanzlosen Fluthen versenkt wurden, um diese zu beschwichtigen, sie glänzen heute an den Fingern der Reichen, um die Fluthen des Neides anzufachen. Dieselben Brand- und Speise-Opfer, deren Aroma einst zu den Göttern emporstieg, damit ihr zorniger Neid sich nicht rege, werden auch jetzt noch vor den Augen des Volkes abgehalten, aber nur, um die neidisch brennende Eßlust der hungrigen Zuschauer zu erregen.

In unserer modernen Welt wird der Neid als die bewegende Kraft des Socialismus förmlich genährt und großgezogen, und selbst die sogenannte bessere Erziehung lehrt nicht neidlos entsagen, sondern bildet unser Verständniß für jenen verfeinerten Lebensgenuß heran, dessen Entbehrung dann erst recht die große Klasse der unbefriedigten, unverstandenen, neidischen Menschen ausmacht. Wir sehen also, daß der Neid so alt ist, wie das Menschengeschlecht selbst, daß Erden- und Himmelssöhne, Hoch und Niedrig, Mann und Weib, Alt und Jung ihm gleichmäßig unterworfen sind, und doch müssen wir Frauen es uns nur zu oft gefallen lassen, daß er als ganz speciell weiblicher Fehler hingestellt wird. Es darf uns daher nicht wundern, wenn auch der geistreiche Jean Paul von uns sagt:

„Gute Weiber gönnen einander Alles, ausgenommen Kleider, Männer und Flachs."

Finden wir dies Urtheil gerecht, geht es zu weit oder ist es vielleicht gar nicht erschöpfend? Was nun die Kinder betrifft, so herrscht ja darüber kein Zweifel, daß wir nie zufriedener sind, als wenn unsere gute Freundin über schönere, reichere, modernere Toiletten verfügt, als wir selbst, daß wir den Jubel der Verwandten oder Bekannten aufrichtig theilen, wenn deren aufmerksamer Gatte sie mit einem kostbaren Hut, Mantel oder Schmuckgegenstand überrascht, daß wir ihre Kinder herzlich bewundern, wenn sie feiner und zierlicher gekleidet gehen können, als die unsrigen, und daß unsere Wonne den Höhepunkt erreicht, wenn Nachbars Tochter in der allermodernsten, dem ersten Atelier entstammten Robe auf dem Balle erscheint, während die unsrige sich mit bescheidener Hausschneiderei begnügen mußte.

Auch in Bezug auf den Flachs, welcher zu jener Zeit der Inbegriff von Reichthum und Besitz war, haben wir uns auch heute nicht geändert; wir gönnen unseren weiblichen Mitschwestern neidlos alle Herrlichkeiten der Erde, Geld und Besitz, ganz ohne Rücksicht darauf, wie es mit diesen überflüssigen, gleißenden Schätzen bei uns bestellt ist. Nur bei den Männern machen wir eine kleine Ausnahme, wir würden unsern Freundinnen stets den unsrigen gönnen, sofern wir nur die größeren Vorzüge, bessere Lenksamkeit, ausgebildetere Splendidität, aber nicht die Fehler des anderen zu sehen geneigt sind.

Wenn wir nun weiter fragen, ob sich der weibliche Neid noch über Kleider, Flachs und Männer hinaus erstreckt, so können wir leider nur mit einem ganz unbestimmten Vielleicht antworten, aber die Versicherung hinzufügen, daß auf allen anderen Gebieten die edle Weiblichkeit sicher nicht der männlichen Gesellschaft nachstehen wird. Denn Künstler-, Geld-, Berufs-, Brod-Neid, und besonders dasjenige neidische Gefühl, welches sich an die Fersen der Erfolgreichen und Glücklichen heftet, das ist ein geschlechtsloses Gefühl, es haust in männlichen und weiblichen, vielleicht in den niedrigsten Seelen am mächtigsten; vielleicht bei den kleinlichen Deutschen mehr, als bei den großherziger angelegten amerikanischen Mitbürgern.

„Der Neid ist das in der Seele des Menschen durch Selbstsucht und Unzufriedenheit getrübte Gefühl eines fremden, Vorzuges oder Glückes" sagt ein deutscher Gelehrter. Jemand, der tief im Glücke sitzt, beneidet den anderen, der zu ähnlichem (natürlich unverdientem) Glücke kommt, weil er diesem sein Glück nicht gönnt, und der Neidische ist außerdem noch der Ansicht, daß man nur glücklich ist, wenn man den Neid der Anderen erregt. Je eitler, eigennütziger, ehrgeiziger nun Jemand ist, desto stärker wird er auch von dem Glücke eines Anderen zu Neid und Mißgunst gereizt werden. Und die meisten neidischen Menschen haben eine ganz besondere Neigung, fortwährend Vergleiche anzustellen, ihre Kenntnisse, Vollkommenheiten und Erfolge an denen Anderer zu messen, wodurch sie selbst niemals zu einer ruhigen zufriedenen Stimmung gelangen können. Sie sehen stets nur die Freuden, Bequemlichkeiten, den Ueberfluß und die Sorglosigkeit des anderen Menschen, oder aber können bei dem Fall des angeblich Glücklichen sich der triumphirenden Miene und der hämischen ungerechten Bemerkung niemals enthalten, so sehr sie sich auch vielleicht den Anschein der echten Theilnahme geben mögen.

Wenn es mir auch nur theilweise gelungen sein sollte, nachzuweisen, daß nicht die Frauen allein es sind, welche dem Neide erfaßt werden, so muß ich als Schlußbemerkung hinzufügen, daß die Frauen durch ihren großen Einfluß auf die Erziehung der Menschheit, allein es sind, welche diesem niedrigsten aller Gefühle erfolgreich entgegenarbeiten können. Wenn wir unsere Kinder lehren, sich mit dem Fröhlichen zu erfreuen, dem Weinenden die Theilnahme nicht zu versagen, nicht immer auf das zu sehen, was wir nicht haben, sondern auf das, was wir haben, und damit zufrieden, dafür dankbar zu sein; wenn wir sie nicht so erziehen, daß sie in glänzendem Scheine den ganzen Werth des Lebens erblicken, dann werden sie glücklich und neidlos auch auf jene schauen können, die scheinbar mehr haben. Denn nur die innere, wahre Zufriedenheit kann das uralte Gift, den Neid, unschädlich machen.

Schweigen.

Uns Frauen rühmt man meist die Kunst des Redens nach, man sagt, wir wären schlagfertiger, redegewandter als die Herren der Schöpfung, erfreuten uns einer besonders leicht und raschbeweglichen, manchmal etwas spitzigen Zunge. Ich glaube sogar, wir Damen haben die graziöse Abart des Redens, die leicht dahinfließende Plauderei, die geistreiche pikante Causerie so recht eigentlich erfunden, denn mir auch momentan zur Bekräftigung dieser Theorie die historischen Nachweise leider nicht vollständig zur Verfügung stehen. Jedenfalls ist es eine allgemein bekannte Thatsache, daß der Sprache, ihrer verschiedenen Ausdrucksweise, auch der Kraft und Macht der Rede von Fachmännern und Gelehrten zu allen Zeiten die eingehendsten Studien gewidmet wurden. Aber über das Schweigen, speciel über das Schweigen des weiblichen Geschlechtes zu reden, von welcher Kunst wir nach männlichen Angaben so furchtbar wenig verstehen, das scheint doch zumeist uns Frauen vorbehalten zu sein. Hoffentlich gelingt es mir allen Ernstes, mit Hilfe unserer Beredsamkeit von unserer Schweigsamkeit zu überzeugen, so zwar daß wir alle Zweifler zum Schweigen bringen.

Wer weibliche Wesen mit dem Auge des Psychologen beobachtet, der weiß, daß Schweigen-können bei Frauen noch ein weit richtigerer Gradmesser für ihre moralische, sittliche Kraft ist, als bei Männern, weil die Frau im Bewußtsein ihrer körperlichen Schwäche nur zu leicht geneigt ist, ihre Zuflucht zu anderen Waffen, als den gewandten Sprechwerkzeugen, zu nehmen. Trotzdem finden wir bei näherer Betrachtung der Frauencharaktere, daß der größte, tiefste Schatz von edlen Empfindungen sich nicht in Worten, sondern im Schweigen, offenbart. Die Sprache der wahren, echten Liebe ist eine stumme, es giebt keine Worte, welche die stille Seligkeit dieses Empfindens, das vollständige Aufgehen in dem einen, alles beherrschenden Gefühl treulicher schildern könnte.

Unsere Lippen, ja selbst unsere Augen schließt die Liebe, wir empfinden nur die Nähe des geliebten Wesens, und wie wenigen Dichtern selbst ist es vergönnt, die unerschöpfliche Poesie dieses Sinnenrausches in Worte zu kleiden, ohne sie zu profaniren und in den Staub zu ziehen. Das erste Aufleuchten der Liebe im keuschen Mädchenherzen schließt sich in sich selbst ein, und nur das traute Kämmerlein und das Dunkel der Nacht sind Zeugen der herben Thränen, denn sie ist zu stolz, um dem geliebten Manne, dessen Familie sie nicht als ebenbürtig aufnehmen würde, zu zeigen, wie es um ihr Herz steht, also ihr Schweigen zu brechen.

Nicht allein die Liebe in ihrer reinsten Gestalt, sondern Lust und Schmerz, Freude und Trauer finden schweigend den wahrsten Ausdruck. Wenn die glückliche Mutter ihr ersehntes Kind in den Armen hält, sendet sie einen stummen, dankerfüllten Blick zum Himmel. Sind geliebte Wesen an's Krankenlager gefesselt und schweben in Lebensgefahr, so wird die wackere Frau ihre äußere Ruhe bewahren, und ihre Herzensangst nur in ergebenem, lautlosem Hoffen kundthun. Raubt ihr das Schicksal erbarmungslos das Liebste, dann zittert es wie unendliches Weh durch ihre kranke Seele, aber ihr großer, gewaltiger Schmerz hüllt sich in ein ernstes Schweigen. Muß die Mutter ihre geliebte Tochter in die weite Ferne ziehen sehen, die Braut den Geliebten, der Mann das treue Weib verlassen, so werden sie in stummer Resignation einander die Hand reichen, vielleicht manch' heiße Thräne im Auge zerdrücken, aber auch dieses wahre Trennungslied ist stumm und wortlos.

Was auch immer unsere Seele bewegen mag, sei es Haß oder Liebe, da wo wir am heftigsten innerlich ergriffen werden, da verbirgt auch das Weib ihre Leidenschaft in tiefem Schweigen. Die Sprache des glühenden Hasses sind flammende, verzehrende Blicke, jene der Eifersucht ein nagendes, rachsüchtiges Brüten, der Verachtung ein unklares, stumpfes Gefühl des Ekels über die verlogene Schlechtigkeit, die händelsüchtige Falschheit, den niedrigen Undank der Menschen. Hat das Weib gefehlt, so wird sie schweigend, vor Scham erröthend, den Blick senken; wird sie aber ungerecht beschuldigt, so verbietet ihr stolzes Selbstbewußtsein, die eigenen Lippen zu ihrer Vertheidigung zu öffnen. Und wie oft erdulden Frauen von rohen, ungebildeten, jähzornigen, rücksichtslosen Gatten Schmähungen und die allerunzartesten Vorwürfe. Diejenige, welche sich laut keifend wehrt, ist nicht die schwer Verletzte, sondern jene, welche die bittere Kränkung, die erbärmliche Demüthigung wortlos erduldet. Wohl bäumt sich auch ihr schmerzlich verletztes Ehrgefühl auf, aber sie will und vermag es nicht, mit gleicher Münze zu zahlen, und hüllt ihre herbe Enttäuschung in tiefes Schweigen. Wie oft schließen auch unzählige Rücksichten und Bedenken den Mund wahrhaft edler Frauen; sie schweigen resignirt und ergeben sich in ihr Schicksal. Der Mann mag seine Frau hintergehen und betrügen, aber er ist den Vater ihrer Kinder, und sie bringt es fertig, aus Liebe zu diesen unschuldigen Wesen blind und stumm zu sein und zu — schweigen.

So heilsam die Tugend, so groß die Kunst des Schweigenkönnens, so wahr das alte Sprichwort von der silbernen Rede und dem goldenen Schweigen auch sein mag, so warne ich meinen werthen Freundinnen doch vor dem Schweigen zur unrechten Zeit. Ihr eigenes Taktgefühl, ihre Menschen- und Männerkenntniß wird die Frauen den feinen Unterschied erkennen lehren zwischen dem berechtigten Schweigen aus verletztem Stolz, oder jenem, veranlaßt von eigensinnigem Trotz. Oft hat ein hartherzig gesagtes Wort, der vergeblich erwartete versöhnliche Laut der Liebe, das Ausbleiben jedwedes erlösenden, tröstenden Zuspruchs die Menschen, welche sich sonst noch so nahe standen, auf immer entzweit, sie in Unglück, Verzweiflung, ja in den Tod gestürzt. Wie viel weniger unglückliche Ehen gäbe es, wenn alle Frauen nicht nur die Macht der Rede, sondern auch die Kunst des Schweigens richtig zu handhaben und zu erwägen wüßten! Mit der Waffe des Schweigens mag sich Liebe, Schmerz, Sehnsucht, Haß, Freundschaft, Eifersucht, Verachtung, Kränkung, Enttäuschung stolz umgürten, sie darf aber nicht verderben- und todbringend gezückt werden! —

Lauter Mitschuldige.

Unter dieser Ueberschrift lesen wir in einem auswärtigen Blatte folgende Unterhaltung:

Der Portier: Wohin wünschen Sie?

Der Fremde: Ich bin Abonnent des Blattes und habe eine Beschwerde; ich möchte zur Redaction.

Der Portier: Sie finden Niemanden, alle Redacteure sind im Gefängniß.

Der Fremde: —?

Der Portier: Ja, wegen groben Unfugs.

Der Fremde: Entgleisungen der Feder. Nun gut; so möchte ich den Herrn Director sprechen.

Der Portier: Auch im Gefängniß.

Der Fremde: —??

Der Portier: Er hat ja den Redacteur gedungen und den Abzug entgegengenommen.

Der Fremde: So, so, dann möchte ich den Secretär sprechen.

Der Portier: Der Secretär ist im Gefängniß.

Der Fremde: — ???

Der Portier: Er hat ja den Abzug zu den Setzern gebracht.

Der Fremde: Ach, schließlich genügt mir auch der Metteur en pages, ich will ihm sagen....

Der Portier: Der Metteur en pages? natürlich ist er im Gefängniß.

Der Fremde: —????

Der Portier: Er hat ja den Artikel eingerückt....

Der Fremde: Nun also, einen von den Setzern....

Der Portier: Im Gefängniß; sie haben den Artikel gesetzt.

Der Fremde: Den Stereotypeur?

Der Portier: Der hat den Artikel stereotypirt, er seufzt auf dem Stroh.

Der Fremde: Den Drucker....

Der Portier: Er hat die Presse geliefert, er ist im Kittchen. Der Papierlieferant auch; er hat das Papier für hunderttausend Exemplare geliefert. Der Dintenlieferant auch, er hat die Dinte geliefert; wenn er nicht die Dinte geliefert hätte, wäre der Artikel nicht erschienen. Er liegt im Eisen.

Der Fremde: Einen Austräger?

Der Portier: Mein Herr, er hat den Artikel den Abonnenten gebracht, er hat den Artikel verbreitet.

Der Fremde: Und Sie selbst?

Der Portier: Oh, mein Herr, ich packe meine Koffer, ich gehe in's Ausland. Man kann mich jeden Augenblick verhaften. Ich bin ein Mitschuldiger, denn ich habe den Artikel mit seinem Redakteur eintreten lassen und habe den Artikel hinaustragen lassen, als er gedruckt war. Ja, mein Herr, ich bin mitschuldig, ganz und gar mitschuldig.

Der Fremde: Aber ich selbst, ich habe den Artikel gelesen....

Der Portier: Nun, Mitschuldiger sind Sie, mehr noch als ich, machen Sie sich davon!....

Dieser Artikel ist nicht etwa unter Bezugnahme auf jüngste Prozesse, die sich in Berlin abgespielt haben, geschrieben worden, sondern er ist im pariser Figaro erschienen. Es muß also wohl auch in Paris Richter geben, die sich auf die Behandlung der Presse verstehen.

Ehe-Regel.

Muß der Mann auf den Bissen warten,
Muß die Frau auf das Küssen warten.

— Gute Empfehlung. Empörkömmling: „.... Gut, ich werde Sie als Kammerdiener engagiren. Können Sie sich aber auch über gute Leistungen ausweisen?" Kammerdiener: „Gewiß, ich habe schon drei Parvenüs abgerichtet!"

— Nicht abzuweisen. Photograph: Könnte ich vielleicht Ihr mit dem ersten Preise gekröntes Mastschwein photographiren? Aussteller: Thut mir leid, das ist bereits zu Wurst und Schinken verarbeitet. Photograph: Könnte ich dann vielleicht die Würste und Schinken photographiren.

— Vor Gericht. Richter: „.... Nun habe ich an Ihnen schon die ganze Strenge des Gesetzes walten lassen, aber es hilft Alles nichts; Sie fallen immer wieder in den alten Fehler zurück!" Strolch: „Da sehen Sie, Herr Richter, daß das Gesetz nichts taugt!"

— Unterofficier (zu den Rekruten): „Die erste Bedingung bei'm Marschiren ist Schritt und Maul zu halten!"

Bilder aus Chile.

Ein gewisser Theil unserer Tagespresse hatte es während der letzten Verwickelung mit Chile für angemessen gehalten, der Republik Chile gegenüber einen Ton der spöttischen und hochmüthigen Geringschätzung anzuschlagen, wie ihn etwa einst der Philisterheld Goliath dem jungen David oder der mächtige Perserkönig Xerxes dem kleinen Völkchen der Athener gegenüber gebrauchte — mit welchem Erfolge, weiß Jedermann. Es ist thöricht, selbst einen unbedeutend erscheinenden Gegner zu unterschätzen. Doch geräth der, welcher in solchen Fällen zur Besonnenheit und Vorsicht mahnt, leicht in den Verdacht des Mangels an Patriotismus, wovon der kluge Adolphe Thiers, der dem Kriegstaumel der französischen Kammer im Sommer 1870 mannhaft entgegentrat, ein Liedchen zu singen wußte. Meist sind solche chauvinistische Anwandlungen auf die Unwissenheit der urtheilslosen Menge über die Hilfsmittel des Gegners zurückzuführen. Und wer von Chile als einem elenden, armen, von Kriegswirren und Factionen zerrissenem Lande spricht, beweist damit nur seine Ignoranz der einschlägigen Verhältnisse.

Chile selbst ist seiner geographischen Lage und Beschaffenheit nach auf die See angewiesen. Seine Küstenentwickelung ist beispiellos; es erstreckt sich in der Richtung von Nord nach Süd an der westlichen Küste des südamerikanischen Continents von der subtropischen Region unterm Wendekreis des Steinbocks bis tief hinunter nach der unwirthlichen, von Stürmen und Regengüssen gepeitschten Küste des Feuerlandes und des Kap Horn. Die Länge der Küste beläuft sich auf rund 2500 Meilen, also etwa der Distanz zwischen Liverpool und New York. Zu dieser ungeheuren Küste steht die Breite des Landes, die zwischen 50 und 200 Meilen variirt, allerdings in keinem Verhältnisse. Doch aber macht der Flächeninhalt ein ganz respectables Areal aus, welches der Gesammtoberfläche der Staaten Maine, New Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island, New Jersey, dazu einem Drittel des Staates New York, halb Pennsylvanien, Virginien, Georgia und Nord-Carolina, ganz Delaware, fast ganz Maryland, Dreiviertel von Süd-Carolina, ganz Florida und einen Zipfel von Alabama gleichkommt.

Chilenische Schönheiten.

Die Bevölkerung des Landes besteht aus drei streng von einander durch Abstammung, Sitte und Gewohnheiten geschiedenen Elementen. Die herrschende Klasse sind die Nachkommen der einstigen Eroberer des Landes, der Spanier, weshalb auch Landessprache, Gepflogenheiten und Rechtssystem durchweg spanisch sind. Seit dem Jahre 1535, als Pedro de Valdivia das Land in Besitz nahm und die eingeborenen Indianerstämme, die zu der auch über Peru verbreiteten Nation der Araukanen gehören besiegte, hat sich spanische Kultur allmählich über den ganzen Küstensaum verbreitet. Noch aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts datirt auch die Gründung der bedeutendsten Städte, wie von Santiago, Valparaiso u. a. m. Diese zählen mithin zu den ältesten europäischen Gründungen des südamerikanischen Continents. Die Engländer haben wiederholt, und zwar zuerst bereits unter Sir Francis Drake, dem bekannten Entdecker der Kartoffel, Versuche gemacht, sich in Chile festzusetzen, doch wurden sie stets wieder von den spanischen Colonisten und deren Nachkommen verjagt.

Die drei Bevölkerungselemente, die oben erwähnt wurden, sind die spanischen Abkömmlinge, welche auf die Reinheit ihres Blutes stolz sind und die herrschende, wohlhabende und handeltreibende Klasse repräsentiren, dann die Bauern, Mischlinge der Indianer und Spanier, und schließlich die Ueberbleibsel der besiegten Indianerbevölkerung, die Araukanen.

Vacquero und Peon.

Zur zweiten Klasse rechnet man auch die halbwilden Viehhirten, die meist mit dem Namen Vacqueros bezeichnet werden. Sie sind den peruanischen Gauchos in Sitten und Lebensweise sehr ähnlich. In den ungeheuren Ebenen, Llanos genannt, wohnen diese Hirten in ärmlichen Hütten, allein auf sich selbst angewiesen bis auf einmalige kurze Unterbrechung im Jahr. Das ist dann aber auch ein Festtag.

Geschmückt mit dem bunten Poncho, mit dem der Vacquero sich malerisch zu drapiren weiß trotz dem vornehmsten Hidalgo, treibt er die zum Verkauf bestimmte Heerde von Jungvieh und Llamas hoch zu Roß, die silberbeschlagenen Kolben seiner ungeheuren Kavalleriepistolen in den Satteltaschen, zur Stadt. Hier empfängt er zugleich auch seinen Jahreslohn in dem Comtoir der großen Viehzüchterfirma ausbezahlt, in deren Sold er steht. Bald ist ein großer Theil des sauer verdienten Lohns wieder verjubelt, und mit schwerem Kopf und leichtem Beutel trabt unser Vacquero wieder verdrossen auf seinem Rößlein den einsamen Llanos zu. Manchmal dauert die Reise tagelang. Bald scheinen die schneebedeckten Häupter der majestätischen Anden, deren ungeheure Kette ganz Südamerika von Nord nach Süd durchzieht, immer näher zu rücken.

Die Landschaft wird wellenförmig und steigt allmälig an; der Baumwuchs verschwindet und macht dem einförmigen Grasmeer, aus dessen hohen Halmen kaum der Kopf des Pferdes emportaucht, Platz. Der Vacquero ist wieder allein. Mit freudigem Geheul springen ihm seine treuen Hunde entgegen. Droben zieht der Condor im Aetherblau, kaum als Punkt von der Ebene aus erkennbar, seine weiten Kreise. „Caracho!" flucht der Vacquero zwischen den Zähnen, als er mit scharfem Auge den König der Geier erspäht. Weiß er doch, daß dieser nur auf die Gelegenheit lauert, um sich auf ein versprengtes Lama aus ungeheurer Höhe herabzustürzen. So ist der Vacquero auf sich und seine Träumereien angewiesen. Vielleicht kann er ein schwarzes Augenpaar nicht vergessen, daß aus der dunklen Mantille dem kräftigen Burschen verführerische Blicke zuwarf, während sie mit schelmischem Lächeln ihre Perlenzähne zeigte....

Ländliche Hütte.

Viel tiefer unter dem Vacquero steht der Peon, der Farmarbeiter, Bauer und Tagelöhner. Sein Loos ist eigentlich der Sache nach nichts anderes, als eine trostlose weiße Sklaverei, aus der es menschlicher Voraussicht nach keine Erlösung für ihn gibt. Eine schlechte Ernte hat ihn in die Gewalt seines Brundharrn gebracht, aus der es kein Entrinnen gibt. Die schlechte Ernte nöthigte ihn, Vorschüsse zu entnehmen. Damit ist sein Schicksal besiegelt. Sein Verdienst ist nach Abzug der theuren Pacht — freie Bauern kennt Chile nicht, nur Pächter — so gering, daß es kaum zum Unterhalt für ihn und seine Familie ausreicht. So quält er sich sein Leben lang damit ab, seine Schuld abzuzahlen, kann aber kaum die Zinsen erschwingen. Die Schuld geht dann auf seine armen Kinder über, und so wird diesen schon bei der Geburt das traurige Zeichen der Hörigkeit aufgedrückt. Es ist klar, daß eine Menschenklasse, welche niemals hoffen kann, zu wirthschaftlicher Selbständigkeit zu gelangen, jede Spannkraft und Energie einbüßen. Der Peonismus ist das unheilbare Uebel, an welchem die Mehrzahl der südamerikanischen Republiken krankt.

Ohrenhaube.

Es ist eine Thatsache, die sich vielen Müttern in unangenehmer Weise bei ihren Lieblingen bemerklich macht, daß die Ohren bei Kindern beiderlei Geschlechts während der ersten Lebensjahre oft genug in häßlicher Weise abstehen, sodaß sie eher Terrinenhenkeln, als menschlichen Ohrmuscheln ähnlich sehen. Allerdings legen sich wohl in den meisten Fällen die Ohren der Kinder allmählich mit zunehmenden Alter mehr nach dem Schädel zu wieder an, und bei den Mädchen trägt die übliche Haartracht noch schneller dazu bei, als bei den Knaben, um das Oval des Kopfumrisses wieder ungetrübt herzustellen. Doch kommt es auch vor, daß der entstellende Winkel der Ohrmuschel zur Schädeloberfläche sich nicht verringert, daß vielmehr die abstehenden Ohren ihrem Träger auf Lebenszeit verleiben.

Ein einfacher Apparat, den vorstehende Abbildung zeigt, dient dazu, um in früher Jugend diese Entstellung dauernd zu beseitigen. Dieselbe besteht aus einer Art Riemenhaube, die sich biegsam und doch fest den Ohren anschmiegt und diese zeitig an die Kopfseite sanft andrückt. Unter dem Kinn wird diese Ohrenhaube oder -Maske nicht zu fest, wie ein gewöhnliches Kinderhäubchen, zusammengebunden.

Es ist nicht erforderlich, Riemen, die natürlich aus weichem Hirsch- oder Glacéleder sein müssen, zu verwenden; Leinwand thut dieselben Dienste. Auch brauchen die Kinder die Haube nur während der Nachtruhe zu tragen.

Schulden.

Von Sylvester Frey.

„Schulden," sagt das Sprichwort, „sind keine Hasen, sie laufen nicht davon." Aber ebenso fest steht, daß sie Demjenigen, welcher sie zu bezahlen hat, sehr lästig zu sein pflegen. Einen Trost, wofern es überhaupt einen solchen in der betreffenden Lage gibt, findet er höchstens darin, daß er sich niemals allein in derselben sieht. So lange die Welt besteht, existirt auch das peinliche Gefühl, daß wir einem Andern, für das, was er uns geleistet hat, einen Entgelt schulden. Er braucht keineswegs stets in klingender Münze allein zu bestehen oder in der Einlösung eines Wechsels, welcher uns zu einer ganz bestimmten Zeit präsentirt wird. Das Thema läßt sich vielmehr nach den Ausführungen eines Humoristen, der damit recht schwerwiegende Wahrheiten in aller Nacktheit sagt, sehr ergiebig behandeln. Vor Allem sind wir Menschen schon geborene Schuldner. „Das Leben selbst ist nichts als eine Schuld, die wir mit dem Tode bezahlen. Wir haben ferner nichts, wofür wir nichts schuldig wären — nicht einmal die Luft, in welcher wir leben, ist uns geschenkt. Wir sind nämlich schuldig, dafür zu athmen, so lange wir am Leben sind. Die Mutter zahlt die Liebe, welche sie für ihre Kinder empfindet, mit dem Schmerze bei der Geburt derselben.

Dafür wiederum schuldet das Kind ihr seine Liebe. So ist dieses ein geborener Schuldner der Mutter, und die Liebe für dieselbe eine heilige Schuld, die es umsomehr bedrückt, als es nie im Stande ist, dieselbe abzutragen. Wenn der Jüngling ein Mann geworden, so ist er seine Bildung dem Lehrer, seinen Gehorsam dem Gesetz, sein Leben dem Vaterlande schuldig. Schuldet der Mann aber dem Anderen wirklich einmal Geld — was ja auch des öfteren vorkommen soll —, so ist ihm dieser dafür in unserer gesitteten Zeit Humanität schuldig." Das sind Thatsachen, an denen Niemand rütteln darf, man kann sie wohl übersehen, verschleiern, aber niemals gänzlich aus der Welt schaffen.

Allein was sind gegen diese Schulden erst diejenigen, welche wir mit Bewußtsein eingegangen und auf Heller und Pfennig zu bezahlen haben! Nicht Jeder vermag so leichtfertig in den Tag hineinzuleben, wie jener Taugenichts, der, darüber befragt, weshalb er denn zu seiner Wohnung ein so verhältnißmäßig großes Empfangszimmer gemiethet habe, zur Antwort gab: „Damit ich recht viele meiner Gläubiger zu gleicher Zeit warten lassen kann."

Ueberhaupt ist in der gesammten Zunft der Schuldenmacher der Gläubiger der am meisten verhaßte Mensch. Man erlaubt sich, ihm Namen beizulegen oder eine Stellung in der Gesellschaft anzuweisen, welche den sichersten Beweis für die betreffende Ansicht giebt. Ein hochgeborener Schuldenmacher trifft auf dem Spaziergange einen der Vielen, die an ihn eine Forderung haben. An ein Ausweichen ist nicht zu denken: der Graf weiß ganz gut, daß der Gläubiger nur diesen Weg gewählt hat um mit ihm zusammenzutreffen, um ihn bei dieser Gelegenheit womöglich an seine Schuld zu erinnern. Jetzt kommt er auf ihn zu und begrüßt ihn: „Ah, Herr Graf haben sich eine neue Dogge angeschafft? Famoses Thier, auf Ehre!" — „Ja wohl! Ich kann Ihnen sagen, vortrefflicher Hund! Folgt mir auf Schritt und Tritt! Ist anhänglich wie ein Gläubiger!".... Die Anspielung soll durchaus die beabsichtigte Wirkung erzielt haben....Ein andermal trifft unser Schuldenmacher einen seiner Gläubiger.

Es war auf einem Reitwege in den Anlagen des Thiergartens, und wiederum hat der Graf das Gefühl, daß es eigens darauf abgesehen sei, ihn an das bestimmte Konto, welches der Ausgleichung harrt, zu erinnern. Man winkt ihm schon von Weitem, wohl oder übel muß er sein Pferd zum Stehen bringen. Nun beginnt folgendes Gespräch: „Guten Tag, Herr Graf!" — „Ich habe Sie zuerst nicht einmal gesehen, Herr Kommerzienrath!" — „Aber ich Sie! Wenn man so reitet! Und was für ein famoses Pferd Sie wieder haben!" — „Finden Sie das?" — „Natürlich! Reitet es einen guten Trab?" — „Das sollen Sie gleich sehen!"....Ein Anziehen des Halfters, ein leises Schnalzen mit der Zunge, und das in der That sehr vorzügliche Thier schnellt dahin wie der Wind. Der Graf aber schlägt dem ihm nachblickenden Gläubiger ein Schnippchen und denkt: Diesmal hätten wir Dich also glücklich vom Halse!"

Wie manche Leute darin gleichsam ein Talent besitzen, sich des unbequemen Gläubigers auf jede nur denkbare Weise zu entledigen, so haben Andere die nicht minder zweifelhafte Fertigkeit, eine Schuld auf die frühere zu häufen. Man kann ihnen nichts abschlagen, selbst wenn man weiß, daß man von ihnen schwer etwas zurück erhält. Entweder wird das „Anpumpen" mit einer solchen Virtuosität ausgeübt, daß man, überredet, überrumpelt, das gewünschte Geld hingiebt; oder wir stehen unter dem Bann einer persönlichen Liebenswürdigkeit, welche Gewalt über unsere Tasche wie über unseren Geldschrank besitzt. Solcher Natur muß Bolingbroke gewesen sein, der leichtsinnige, fröhliche Schuldenmacher, wie ihn uns Scribe mit allen Schwächen und Liebenswürdigkeiten in seinem Lustspiel „Das Glas Wasser" geschildert hat.

Solche Pumpgenies tauchen ferner von Zeit zu Zeit auf; wir begegnen ihnen in der Gesellschaft, wo sie wohlgelitten sind, obgleich Niemand davon sicher ist, daß er im nächsten Augenblick in die Tasche greifen muß, um die Annehmlichkeit des Verkehrs mit einer Summe zu bezahlen, die er vielleicht niemals im Leben zurückerstattet erhält.

Mitunter gesellt sich dazu eine Offenheit bezüglich dieses Zustandes, die nur dann begreiflich erscheint, wenn alle jene Merkmale zur besten Wirkung zusammentreffen. Ich habe einen Bekannten, der gleichfalls als solches Pumpgenie beleumdet ist. Neulich begegnete ich ihm auf der Straße, wie er, in einen Pelz vom elegantesten Stoff und Schnitt gekleidet, daherkommt.... „Guten Tag!" — „Guten Tag!" — „Donnerwetter, Kerl, Du hast Dir ja ein Prachtstück von einem Pelz angeschafft! Was kostet der? — „Ich weiß es nicht," antwortete er, mein Schneider hat mich noch nicht verklagt!".... Ich begriff diese Antwort; er pumpt eben alle Welt an und weiß erst, was er schuldig ist, wenn man sein Geld haben will. Er bekommt auch selten eine abschlägige Antwort.

Nur einmal soll sich sein Talent nicht bewährt haben — damals, als er unsern gemeinsamen Freund X., den hartgesottensten Zahlenmenschen unserer gesammten Bekanntschaft traf. Es war auf der Straße und Freund Pumpmeier tritt an ihn heran. — X. wappnete sich mit allem nur möglichen Widerstand; er ahnte wohl, daß es Gegenstand einer wohlüberlegten Ueberrumpelung werden solle .... „Du rechnest wohl wieder," fragt Jener. — „Man muß nachgerade in dieser schlechten Zeit!" — „Darf ich Dir einmal ein neues Exempel aufgeben?" — „Laß hören!" — „Ich bin nämlich in einer kleinen Verlegenheit. Wenn ich nun annehme, daß Du dreißig Mark in der Tasche hast, wie viel würde Dir übrig bleiben, wenn ich Dich ersuchte, mir fünfzehn davon zu leihen?" — „Dreißig Mark," erwiderte X. prompt, indem er sich aus dem Staube machte.

Wenn wir auf dem Gebiete des Schuldenmachens richtiger Weise drei Stationen, Anpumpen, Gemahnwerden — Nichtzahlen annehmen, so befinden wir uns nunmehr auf der Zweiten. Auch hier wächst der Humor so gedeihlich, daß man leicht ein Sträußlein, gewunden aus den artigsten Vorkommnissen, herstellen könnte. Eine Dame besucht ihre Putzmacherin, um sich nach dem Charakter eines Dienstmädchens, welches hier früher in Stellung gewesen, zu erkundigen. „Sie ist fleißig und ordnungsliebend," erwidert die Gefragte, „in dieser Hinsicht hätte ich nicht zu klagen!".... „Ist sie aber auch ehrlich?" fährt die Dame fort. — „Darüber bin ich in Zweifel," entgegnete die Putzmacherin; „ich habe sie letzthin mit meiner Rechnung zu Ihnen gesandt, und sie hat mir bis heute noch kein Geld abgegeben.".... Solches Mahnen durch die Blume ist in den meisten Fällen ebenso schwer wie heiter.... In jedem Falle bleibt das Mahnen immer peinlich, sowohl für den Schuldner als auch für den Gläubiger. Es gehört auf beiden Seiten schon eine bedeutende Hartgesottenheit dazu, wenn man sich leicht in die betreffende Lage hinein findet. Einen Fall giebt es übrigens, wo der Schuldner das Mahnen seines Gläubigers nicht mehr hört. Der tritt immer dann ein, wenn er sich — bis über die Ohren in Schulden befindet.

So überwuchert der Humor diese an sich unerfreuliche Situation im Leben des Sterblichen mit reichem Gezweig. Und das ist ein Glück, denn auf diese Weise kommt er am ehesten dazu, sie zu verwinden und somit wieder flott zu werden für die Obliegenheiten des Daseins. Ich habe einen guten Bekannten, der, sonst ein famoser Kerl, doch niemals aus den Schulden heraus kommt. Dazu hat er das Unglück, einem jener Lumpen in die Hände gefallen zu sein, welche nicht allein ihr Geld zurückverlangen, sondern den kleinen Dienst, welchen sie mit der Gewährung des Darlehens erwiesen haben, noch mit blutigen Wucherzinsen in die Höhe zu treiben wissen. Das Gesetz geht ihnen ja, wenn eine Klage erhoben wird, scharf zu Leibe, allein die Schlaufüchse lassen sich beinahe immer eine Hinterthür offen, durch welche sie entschlüpfen.

„Wann also werden Sie zahlen?" herrscht der Gläubiger den armen Gustav an. Der antwortet mit aller Seelenruhe: